

Bergreden – weltliche Gottesdienste in der alten Kirche Witikon
10. Juni 2018, 11.00 Uhr

Sturmius Wittschier, Theologe, Philosoph, Psychoanalytiker, Künstler
Marco Taraddei, Musiker (Elektro-Fagott)
Renate Bosshard-Nepustil, Pfarrerin

Rede: Sturmius Wittschier

Dichtung als geheime Offenbarung

Moderne Mythen von Franz Hohler und Jürg Schubiger mit Gott, Engel und Teufel

Die Schöpfung mit Gott, Engel und Teufel im Faust-Drama

Einer der bekanntesten Mythen von Gott, Engel und Teufel findet sich im zweiteiligen Faust-Drama von W. v. Goethe, entstanden vor und nach 1800.

Im Prolog preisen drei Erzengel die Schöpfung als „*herrlich wie am ersten Tag*“ – „*herzlich schlecht*“, kontert aber schon hier der Widersacher Mephistopheles. Gott selbst lässt er hingegen als notwendigen Partner gelten: „*Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern*“. Etwas später meint er allerdings zu Dr. Faust im Studierzimmer unumwunden: „*[...] alles, was entsteht, / Ist wert, daß es zugrunde geht; / Drum besser wär's, daß nichts entstünde.*“ Und beim Tod des Faust im Drama *ZWEITER TEIL* treibt er es auf die Spitze und hebt, blasphemischer als später Friedrich Nietzsche es vermochte, jede Schöpfungs- und Erlösungsvision aus den Angeln. Während die Engel mit dem Christus-Zitat am Kreuz meinen: „*Es ist vollbracht*“, kontert Mephisto lapidar „*Es ist vorbei*“.

Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
„Da ist's vorbei!“ Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen,
Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.

Eine solche Proklamation der Sinnlosigkeit von Schöpfung und persönlichem Leben kann natürlich nicht das letzte Wort sein. Im Gegenteil – der alternde Dichter lässt sein FAUST-Drama dann sofort in einer nicht enden wollenden Lobpreisprozession von Engeln und Heiligen gipfeln, die himmlischer und bejahender nicht sein kann. Das nehmen ihm aber einige InterpretInnen nicht ganz als ernst gemeint ab. Sie hören beabsichtigte Ironie mit. Hat der alternde Dichter zu viel Weihwasser getrunken, so fragt sich humorvoll der Literaturwissenschaftler Lüdger Lütkehaus:

Leistet er sich am Ende einen wahrhaft mephisto-phelischen Scherz, frömmer als fromm zu werden – und alle Welt glaubt ihm aufs Wort (Lütkehaus 1999, 70f.)?

Was sicherlich den meisten LeserInnen oder ZuschauerInnen bleibt: Mephistopheles wirkt in seiner Art auch attraktiv, denn er spricht aus, was damals einige und heute viele über die Schöpfung denken, aber nicht zu sagen wagen, so frisch und frei heraus, nämlich, dass sie

herzlich schlecht gelungen sei. Aber es gibt auch Momente mit dem inneren Gesang der Engel in uns: „wunderbar“, „herrlich“, „einfach“, „schön“.

Die humorvolle Variante bei Franz Hohler und Jürg Schubiger

Heute, 200 Jahre nach W. v. Goethes FAUST-Drama, stellen die Schweizer Dichtenden Jürg Schubiger und Franz Hohler erneut die Schöpfung zwischen Gott/Engel und Teufel, aber so, dass ich schmunzeln muss. Sie erfinden moderne, humorvolle Mythen zum Anfang und Ende der Schöpfung.

1. Der Teufel als eigentlicher Schöpfer und Gott gibt sich nur den Anschein dazu

Einer der Schöpfungsmythen von Franz Hohler lautet:

Die Schöpfung

Am Anfang war nichts außer Gott. Eines Tages bekam er eine Gemüsekiste voller Erbsen. Er fragte sich, woher sie kommen könnten, denn er kannte niemanden außer sich. Er traute der Sache nicht ganz und ließ die Kiste einfach stehen oder eher schweben. Nach sieben Tagen zerplatzten die Hülsen und die Erbsenkugeln schossen mit großer Gewalt ins Nichts hinaus. Oft blieben dieselben Erbsen, die in einer Hülse gewesen waren, zusammen und umkreisten sich gegenseitig. Sie begannen zu wachsen und zu leuchten, und so wurde aus dem Nichts das Weltall. Gott wunderte sich sehr darüber. Auf einer der Erbsen entwickelten sich später alle möglichen Lebewesen, darunter auch Menschen, die ihn kannten. Sie schrieben ihm die Erschaffung des Weltalls zu und verehrten ihn dafür. Gott wehrte sich nicht dagegen, aber er grübelt bis heute darüber nach, wer zum Teufel ihm die Kiste mit den Erbsen geschickt haben könnte.
(Schubiger/Hohler 2006, 22)

In diesem modernen Schöpfungs-Mythos stellt Franz Hohler das klassisch-theologische Bild von Gott und Teufel provozierend und haargenau auf den Kopf. Jetzt ist der Teufel der Ursprung von allem und steht an erster, absoluter Stelle, während Gott nur als Mitläufer daherkommt. Eine heilsame Verwirrung, die bei mir Schmunzeln auslöst.

Diese Verwirrung macht mir bewusst, was ich mehr oder minder unbewusst in mir trage. Zunächst die Erfahrung des Volksmundes, dass der Teufel die Welt regiert. Damit meine ich nicht nur das ständige Fressen und Gefressenwerden und Naturkatastrophen, sondern auch Kriege, Grausamkeiten, Sadismus, gnadenlose Dummheit, Narzissmus, tragische Verstrickungen, nicht aufzulösende Korruption usw. usw. Und wenn wir ehrlich sind, dann entdecken wir auch in uns mehr oder minder starke Spuren solch zerstörender Neigungen. Zweitens macht mir der Text bewusst, das Teuflische ist eine Kraft des Widerspruches, der Rebellion. Nach einer sehr alten (auch frühjüdischen) Tradition ist er der Advokat, der den Menschen vor dem zu strengen, eintönigen Gott verteidigt. Und vor allem, drittens, wird mir bewusst: Das Teuflische ist die Kraft des Verrückten, des Wagemutigen, ja, der aussergewöhnlichen schöpferischen Ekstase (Daimon im Griechischen). Und die allverrückteste und waagemutigste Kraft ist wohl die, aus der das All und die Erde entstanden sind und immer weiter entstehen und vergehen; ganz zu schweigen davon, dass diese Kraft so etwas Über-Verrücktes, Höchstkompliziertes und Eingebildetes wie den homo sapiens hat entstehen lassen, der sich dann auch noch von dieser Kraft die verrücktesten, unglaublichen Vorstellungen macht. Die hauchdünnen Leitstränge in unserem Hirn sind zusammen so lang, dass wir sie achtmal um die Erde spannen könnten. Was da in jeder tausendstell Sekunde mit Milliarden von Elektro-

Zellen durch dieses Netz von Leitstränge zuckt, ist einfach unvorstellbar. Und das ist nur eines der allerverrücktesten Phänomene, aus denen die Wirklichkeit besteht.

Angesichts dessen ist unsere Vorstellung von Gott oder Teufel oder von beiden zusammen als Ursache für diese unsere Wirklichkeit geradezu naiv, kindlich. Selbst die Vorstellungen von abertausend Gottheiten könnte die Verrücktheit der Wirklichkeit eben nicht angemessen ins Bild bringen.

Die alten und neuen Mythen bieten so etwas wie eine liebenswürdige Hilfe an, damit wir nicht angesichts der unfasslichen Verrücktheit der Wirklichkeit selbst krankhaft verrückt werden, sondern sie bestehen. Wir bestehen eine schmerzhaft Krankheit, das Sterben, die unglaublichen Werke der Musik, die Majestät der Berge. Den Sadismus von Auschwitz, das Strahlen eines Kindes ... Die alten und neuen Mythen bieten Orientierungsfenster. Sie erzählen so, dass wir wacher werden für das, was ist, aber ohne dass etwas erklärt wird.

Dabei spiegeln sie meist die menschliche Wirklichkeit und haben deshalb mehr oder minder sozialkritische Funktion. Hier in der Gestalt des Gottes, der über die wahren Zusammenhänge schweigt, um nicht seine Verehrung als Schöpfer zu verlieren. In einem anderen Text ist die Sozialkritik noch deutlicher, wenn F. Hohler die Göttin als die eigentliche Schöpfungskraft darstellt, und den männlichen Gott nur als deren Gehilfe, und meint, es sei an der Zeit, die Göttin als eigentliche Schöpfungskraft zu benennen.

2. Wie Gott und Teufel zusammen die Welt erschufen und dabei Feinde wurden

Jürg Schubiger entfaltet dann einen weiteren Schöpfungsmythos, in dem Gott und Teufel zusammen die Welt erschufen und dabei Feinde wurden. Er beginnt:

„Gott und der Teufel waren einst dicke Freunde. Doch das ist lange her. Sie schwebten miteinander in der Finsternis. Sie lachten. Sie schwiegen. Worüber hätten sie schon reden sollen? Einmal sagte der Teufel: Wir schweben nun schon eine halbe Ewigkeit. Gott nickte im Dunkeln. Ich mache etwas, sagte der Teufel. Etwas?“

Dann hören wir davon, wie Teufel und Gott abwechselnd die Wirklichkeiten hervorbringen. Dabei erweist sich der Teufel ungeschickt und Gott überheblich. So zeigt Gott dem Teufel *„wie man die Sonne erschafft. Es wurde taghell. Der Teufel machte es ihm nach. Dabei entstand der Mond. Gott lachte. Auch der Teufel lachte ein wenig.“* Nach diesem Muster geht es weiter: Z.B. Gott macht die Berge, der Teufel die Täler, Schluchten und Abgründe. Die Akteure fangen an, sich verdeckt und offen anzugiften. Gott schafft zwei Menschen. *„Der Teufel nannte den Mann einen Kotzbrocken und die Frau eine Ziege“*. Dann versucht der Teufel, Gottes Werke ausdrücklich mit seinen Werken zu zerstören, was aber Gottes Kreativität beflügelt. Gott schafft die Mäuse, der Teufel die Katzen (welche die Mäuse frisst), Gott den Hund (welcher der Katze das Leben schwer macht) usw. Der Teufel, so schliesst Jürg Schubiger, sei immer böser geworden und ersticke heute an seiner Bosheit. Über die leicht zerstörende Überheblichkeit des Gottes schweigt der Autor am Schluss.

Dieser Mythos berührt mich, weil er mir im Detail bewusst macht, dass Wirklichkeit nicht aus Versehen, sondern grundsätzlich vieldeutig, unerklärlich und unauflösbar verwickelt ist. In der Sprache des Mythos: Eigentlich sollten Hell-Göttliches und Dunkel-Teuflisches freundschaftlich miteinander wirken. Was wir aber alltäglich erleben, ist deren subtile bis offene Feindschaft. Das Hell-Göttliche ist überheblich und das Dunkel-Teuflische verbittert. Diese verwirrlichte Trennung erleben wir täglich als das Normale. So bei jedem angestrebten Projekt (wie Familie, Orchester, Partei, Altersfürsorge). Und ich frage mich: Wann bin ich bei solchen Projekten in der Rolle des leicht überheblichen Gottes oder in der Rolle des grollenden unterwürfigen Teufels; und wo wechsele ich geschickt von einer Rolle in die andere? Ich

hoffe, dass ich mir bewusst bleibe: Alles bleibt in einer *natürlichen Unvollkommenheit*, in der eben Katzen Mäuse jagen. Natürlich gibt es die Sehnsucht nach einer „Ganzheit“, wie es Carl Gustav nannte, in der Helles und Dunkles, Gott und Teufel friedlich verbunden wären. Aber diese Ganzheit ist wie ein unerreichbarer, aber trotzdem immer anzustrebender Nordstern. Eine Real-Utopie nannte es Ernst Bloch: Eine Utopie, die wir in Splittern realisieren können.

3. Das Finale: Die Erde geht unter, indem sie von Engeln verzehrt wird

Bisher war von Gott und Teufel die Rede. Jetzt im Finale kommen die Engel ins Spiel. Die vorletzte Erzählung von Jürg Schubiger beginnt: *„Ein uralter Engel, der kürzlich die Erde besuchte, trat im Fernsehen auf. Er saß in einem Ledersessel. Seine Flügel reichten über die Rückenlehne bis auf den Teppich hinab.“* Im Gespräch mit der jungen Fernsehfrau betont der Engel, die Welt stehe *„immer noch am Anfang“*. Alles sei ein *„Versuch“*, auch sie, die Fernsehfrau. Es entsteht eine Pause, in welcher die Fernsehfrau hineinlacht. Dann kommt es zu einem Schlagabtausch: Die Fernsehfrau hebt hervor, was die Menschen an Schönem und Guten machen (Kathedralen, Krankenpflege), der Engel ist fixiert auf Grausamkeit und Kriege. Dann steht der Engel auf. Er käme wieder zur *„Einweihung“*, sobald *„die Welt fertig ist“*. Dabei ist jetzt zu erkennen, *„dass er ein wenig hinkte“*. Er verschwindet hinter dem Vorhang, fragt aber die Fernsehfrau aus dem Off, ob sie ihm nicht etwas zum Abschied mitgeben könnte. Aber gerne, gerne. Was denn? - *„Ein frisches Brot.“* (Schubiger/Hohler, 114-117)

Dieser Engel ist ein gemäßigter Mephistopheles: Die Schöpfung sei *reichlich schlecht*, ein vielleicht lohnender Versuch. Der Schlagabtausch zwischen der jungen Fernsehfrau und dem uralten Engel zeigt zugespitzt: Es ist müssig, entweder nur den Sinn oder nur den Unsinn der Wirklichkeit zu betonen, entweder nur das Gelingende oder nur das Misslingende. Die Wirklichkeit ist so wie sie ist: unauflösbar verwickelt. Da brauchen wir nicht auf ein Fertigwerden und die Einweihung (des Neuen Himmels und der neuen Erde) zu warten.

Dieser Mephisto-Engel überrascht uns dann vor allem am Ende, wenn er um ein frisches Brot bittet. (Das frische Brot - eine höchste Kulturleistung des Allernötigsten. Davon träumen himmlische Gestalten.)

Dieses Motiv vom Brot führt dann Franz Hohler im nächsten und letzten Mythos weiter, aber so, dass uns auch bange werden kann.

Ein kleiner Schluss

Als der Engel ein Stück himmelswärts geflogen war, drehte er sich noch einmal um und wunderte sich. Dort, wo vorher die Erde gewesen war, schwebte jetzt ein riesiges Brot. Ein wunderbarer Duft ging von ihm aus, als käme er soeben aus dem Backofen. Der Engel klatschte dreimal mit seinen Flügeln, und schon waren alle anderen Engel zur Stelle, die ganzen himmlischen Heerscharen und schauten ihn fragend an. Wir Engel, sagte der Engel, essen ja gewöhnlich nichts, aber einmal können wir eine Ausnahme machen. Dieses herrliche Brot ist für euch. Fürchtet euch nicht, ich wünsche euch einen guten Appetit! Sogleich erhob sich ein Rauschen und Flattern, alle Engel setzten sich auf das Brot und begannen nach Herzenslust davon zu essen, bis kein Brotsamen mehr übrig blieb. Köstlich! riefen sie, schmackhaft!, lecker!, und: Hast du noch mehr davon? Nein, sagte der Engel, dieses Brot war die Erde, und die gab's nur einmal.

Wie die Engel im Vorspiel und Schluss des Faustdramas preisen hier die Engel die Erde als „kostbar“. Aber diese Kostbarkeit war nicht für die Ewigkeit gedacht. Der Weltuntergang wird hier einmal ganz anders inszeniert: Die Erde als eine einmalige Speise von Engeln. Und

dies von einem Engel organisiert, der teuflische Attribute hat. Die Vision, dass die Erde und alles menschliche Leben einmal endet, ist selbstverständlich, und doch ungewohnt.

Das unser persönliches Leben wird einmal endet, ist bewusster. Auch uns gab's nur einmal. Hoffentlich etwas geniessbar für die anderen und für uns selbst. Das hindert uns aber nicht in der Sorge um unsere Erde und das Leben von uns und anderen - eben gerade *weil* es vergänglich ist.

Eine vielfältige Provokation

Es ist schon ein erstaunlicher Mythen-Rahmen, den Franz Hohler und Jürg Schubiger hier entfaltet haben. Ich erlaube mir am Schluss zwei Notizen zu dieser neuen Mythologie.

1. Docta ignorantia: Wir wissen ja nicht, was gilt.

Lassen wir die Texte nochmals an unserem inneren Auge vorbeiziehen. Im ersten von Franz Hohler ist der Teufel mit seiner Erbsenkiste der Ursprung von allem und steht an erster, absoluter Stelle, während Gott nur als Mitläufer daherkommt. In einem anderen Mythos ist die Göttin die Schöpferin und der männliche Gott nur der Mitläufer. Im Mythos von Jürg Schubiger sehen wir Gott und Teufel zunächst als dicke Freunde; aber sie werden dann bei der Verwirklichung des Schöpfungs-Projektes - gut menschlich - zu Feinden, die sich ins Handwerk zu pfuschen versuchen.

Dann sehen wir einen uralten Engel, der zugleich ein Mephisto ist und erleben die wenig ergiebige Diskussion darüber, ob die Welt gut oder schlecht, sinnvoll oder sinnlos ist. Im letzten Text sehen wir, wie die Erde von den himmlischen Heerscharen verspeist, aber als kostbar befunden wird.

Wenn ich diese Texte zusammen sehe, dann kommt in mir das sichere Gefühl auf: Ich weiss gar nichts Genaues. Ja, ich freue mich geradezu über die sich logisch widersprechenden Bild-Ereignisse. Sie erklären nichts und sagen gerade so die Wahrheit. D.h. sie decken auf, was ich unbewusst ahne: Die Wirklichkeit ist das Allverrückteste und Verwickeltste, unauflösbar, unerklärbar. Der Dichter Paul Celan bringt es in einem Gedicht an Nelly Sachs angesichts von Gott und Auschwitz im Hotel Zürich zum Storchen 1965 auf die Spitze: „Wir wissen ja nicht, weisst du, wir wissen ja nicht, was gilt.“

2. Der Humor

Die modernen Mythen-Texte von Franz Hohler und Jürg Schubiger betrachten die unauflösbare Wirklichkeit aus der Grundhaltung des Humors. Ich erlebe den Humor als Kraft des Abstandnehmens, der mir die Wirklichkeit weiter und erträglicher macht. Wir schauen das Unvermeidliche, Unerklärliche, Verwickelte neu an. Wir schauen ohne bissige Abwehr, und auch ohne Diktatur der Verbesserung «es muss». Vielleicht mit dem gütigen, real-utopischen Blick, was angesichts der Verwicklungen und der Vergänglichkeit splitterhaft möglich sein könnte

Replik: Renate Bosshard-Nepustil

I

Wer einer Kirche angehört oder sogar in einer Kirche arbeitet, ist darauf angewiesen, sich von Menschen herausfordern zu lassen, die die Sache von aussen betrachten – das ermöglicht die notwendige kritische Auseinandersetzung mit der eigenen kirchlichen Tradition. Du, Sturmius, hast uns mit deiner Bergrede solch eine unverzichtbare Sicht von aussen geboten. Von aussen nicht nur auf die christlichen Kirchen, sondern von aussen auf Religionen überhaupt. Denn du hast ja keine Texte aus der Bibel oder anderen heiligen Schriften zu Wort kommen lassen, sondern Texte der Literatur oder, wie du sagst, der Dichtung.

Allerdings billigst du dieser Dichtung nicht weniger zu, als „geheime Offenbarung“ zu sein, also: einem etwas zu zeigen, zu „offenbaren“, das keineswegs auf der Hand liegt. In der Tat geben die allwissenden Erzähler der von dir vorgestellten Texte den Blick frei hinter die Kulisse unserer Welt, dorthin, wo Gott und der Teufel miteinander im vertrauten Gespräch und am Werk sind. Nach deinem Dafürhalten hilft dieser Blick, die Verrücktheiten unserer Welt zu bestehen. Die Mythen von Goethe, Hohler und Schubiger schafften – ehrlich, heilsam verwirrend und humorvoll, wie sie sind – eine Distanz zum Hier und Jetzt, das einen durchaus verzweifeln lassen könnte. Und umgekehrt machten sie einem bewusst, dass das Helle und das Dunkle unserer Welt nicht unversöhnliche Gegensätze sind, dass das Teuflische nicht einfach schlecht und das Göttliche nicht einfach gut ist. Und sie legten einem nicht zuletzt nahe, dass man das Teuflisch-Rebellische in sich selbst besser akzeptiert.

Daraus ergebe sich eine Haltung – so habe ich dich, Sturmius, verstanden –, die versucht, das Unvermeidlich-Unwahrscheinliche und das Verrückt-Vergängliche unserer Welt in gelassenem Nichtwissen wahrzunehmen. In deinen eigenen Worten: „ohne bissige Abwehr“ (...) und (...) ohne Diktatur der Verbesserung (...) Vielleicht mit dem gütigen, real-utopischen Blick, was angesichts der Verwicklungen und der Vergänglichkeit splitterhaft möglich sein könnte.“

Gestatte mir darauf eine kurze Replik: wie ich gestehen muss, die Replik einer unheilbar in die Verrücktheiten, die Schönheiten und Abgründe dieser Welt Verstrickten, ein Plädoyer für eine bissige Abwehr und für die Diktatur der Verbesserung – auch wenn ich selbst dafür andere Worte wählen würde.

II

Auch ich möchte mich auf einen Text beziehen. Ich möchte den biblischen Mythos in Erinnerung rufen, dem die Mythen von Goethe, Hohler und Schubiger am nächsten kommen. Ich meine den sogenannten Prolog im Himmel am Anfang des Hiobbuchs, der ja für Goethes Faust Pate gestanden hat. Der Prolog zeigt uns bekanntlich Gott und den Satan bei einer Art Wette, mit der der Satan prüfen will, ob der gerechte Hiob seinem Gott abschwört, wenn alles Übel der Welt ungerechtfertigter Weise über ihn hereinbricht. Gott lässt sich auf die Wette ein, und es zeigt sich, dass Hiob alle Scheusslichkeiten erduldet und Gott, wie es heisst, „nicht ins Angesicht lästert“.

Das Interessante an diesem Mythos ist jedoch nicht die Nähe zu den Gott-Teufel-Mythen, von denen wir gehört haben, und damit auch nicht der Blick hinter die Kulissen, den auch er erlaubt. Das Interessante an diesem Mythos am Anfang des Hiobbuchs ist vielmehr, dass er gleichsam vom Fortgang des Buchs verschlungen wird. Fast der gesamte Rest des Hiobbuchs zeigt uns nämlich einen Hiob, der unsäglich daran leidet, dass ihm alles ohne Grund genommen worden ist, der mit seinen sogenannten Freunden streitet und der gerade nicht erduldet, sondern im Gegenteil seinen Gott mit härtesten Worten anklagt. Das Buch

zeigt einen Hiob, für den die Welt keine Bühne ist, hinter deren Kulissen er von Zeit zu Zeit blicken könnte. Von der Wette und vom Satan weiss Hiob ja nichts – es hätte ihm im Übrigen auch kaum geholfen. Denn er hätte die Wette der beiden Herren im Himmel eigentlich nur als zynisch empfinden können.

Hiob ist mit Haut und Haar, mit Herz und Hirn in sein zerstörtes Leben verstrickt, er sieht sich allein seinem Gott gegenüber, mit dem er sich anlegt – und dem er sich anheimgibt. „Du hast mich ganz und gar zerbrochen“ und „ich weiss, dass mein Anwalt lebt“ – das schreit derselbe Mensch demselben Gott entgegen. Die Essenz von Hiobs Leben ist ein irrwitziges Hin-und-Her zwischen Gott und Gott, zwischen dem Zerstörer und dem Anwalt. Eine Bewegung, die etwa Martin Luther mit seiner Flucht weg vom verborgenen, dunklen Gott hin zum geoffenbarten Gott existentiell nachvollzogen hat. Wenn es ein gemeinsames Erbe der jüdisch-christlichen Religion gibt, dann doch wohl diese ständige Auseinandersetzung mit dem einen, geheimnisvollen Gott, neben dem die Figur des Satans bzw. Teufels allenfalls eine Komparatenrolle spielen darf.

Natürlich käme es mir nie in den Sinn, solch eine drastische Hiob-Existenz irgendwie zu idealisieren. Aber ich denke, dass sie eine Haltung vorgibt, die man gerade auch dann akzeptieren und wollen kann, wenn man von den Schrecklichkeiten Hiobs verschont bleibt. Eine Haltung nicht des anschauenden Abstandnehmens, sondern des ungeschützten Ausgesetztseins in der Welt, eine Art bewusster Wehrlosigkeit, die sich die Welt genug sein lässt. Eine Haltung, die fraglos durch Nichtwissen geprägt ist, das jedoch in Glauben umschlagen kann – in Glauben gegen jeden Augenschein und wider bessere Vernunft und angesichts eines Gottes, von dem man nicht lassen kann, auch wenn er manchmal schwer auszuhalten ist.

Eine Haltung schliesslich, die einen fast zwangsläufig über den gütigen Blick hinaus in die Fänge der Diktatur der Verbesserung treibt. Nicht weil man ein guter oder besserer Mensch wäre, sondern weil man – glaubend oder nicht glaubend – die Nöte des anderen nicht aushält, weil man etwas tun muss. Es liegt auf der Hand, dass man dabei auch die Hände schmutzig machen kann, die eigenen und andere. Das ist das Risiko des Mitleidens und gehört mit zum Verstrickt-Sein in die Welt. – Und zuweilen besteht sogar die Gefahr, dass man dabei ansteckt wird durch die Freude und das Glück von anderen. Mitleiden und sich mitfreuen, auch wenn die Gelassenheit dabei auf der Strecke bleibt.

III

Zwei Lebenshaltungen, die wir, du, Sturmius, und ich, nun skizziert haben, und ich nehme an: Beide sind idealtypisch.

Welche soll man wollen? Ist eine Entscheidung überhaupt möglich? Oder ist die Sache immer schon entschieden? Hat einen das Leben bereits gewählt? Oder haben am Ende vielleicht doch der liebe Gott oder sein Kompagnon, der Teufel, gewählt? Wer weiss! Denn dafür müsste man hinter die Kulissen schauen können, wenn es sie denn gäbe.